



«Globi ist ein Afro-Schweizer»

Die Schweiz hat zwar nie Kolonien besessen, verfügt aber über eine koloniale Tradition, sagt die Philosophin Patricia Purtschert.

Von Urs Hafner, Bild Peter Lauth

Frau Purtschert, Sie haben die Globi-Bücher analysiert, in denen die gefiederte Figur Afrika bereist. Wie tritt Globi dort auf?

Globi ist immer wieder nach Afrika gereist. Sein Auftritt hat sich im Lauf der Jahrzehnte verändert. Auf seiner Weltreise von 1935 legt er ein klar kolonialistisches Gebaren an den Tag. Er nimmt sich selbstverständlich das Recht heraus, in unbekanntes Territorium einzudringen, trägt einen Jägerhut, eine Waffe und einen Munitionsgurt. Sein Bezug zu den Afrikanern, die er antrifft – meist halb nackte

Krieger und natürlich Kannibalen –, ist respektlos. Einer sogenannten Hottentottenfrau zieht er die Halsringe aus und wirft sie ihr dann über den Kopf, wie im Kinderspiel mit dem Stab und den Ringen. Im Band «Globi bei den Nashörnern» von 2007 legt Globi im Umgang mit den Einheimischen eine gewisse Achtung an den Tag. Afrikaner und Afrikanerinnen werden nicht als typisierte Vertreter einer primitiven Rasse, sondern als Individuen gezeigt, die in einer modernen und urbanen Welt leben.

Globi hat sich also gebessert?

Auf den ersten Blick ist seine Haltung weniger rassistisch, ja. Andererseits weist die Handlung der Geschichte koloniale Kontinuitäten auf: Globi tritt, obschon eben erst mit dem Flugzeug gelandet, als Retter auf, der den Afrikanerinnen und Afrikanern sagt, wie sie ihre Nashörner vor dem Aussterben schützen müssen. Und ohne minderwertigen Schurken aus dem kolonialen Archiv geht es auch diesmal nicht, nur ist der kein Afrikaner, sondern ein Chinese, der das «r» nicht aussprechen kann und Insekten und Hunde verspeist.

Was sagen Kinderbücher über die Mentalität ihrer Zeit aus?

Kinderbücher sind keine politischen Quellen im engeren Sinn. Dennoch bilden sie gesellschaftliche Vorstellungen und politische Haltungen ab. Das zeigt die Geschichte des Chinesen, der in Ostafrika kriminelle Geschäfte tätigt: Sie schliesst an die aktuelle Wahrnehmung der Rolle Chinas in Afrika an.

Um einen Begriff aus Ihrem Forschungsfeld aufzunehmen: Globi ist ein hybrides Wesen, halb Tier, halb Mensch – und trotzdem ein männlicher Kolonialist?

Die Sache ist noch komplexer: Die Figur, die ja eigentlich ein Papagei ist, kommt – zumindest in einer ihrer Ursprungsgeschichten – in Afrika zur Welt, wo sie in der Sahara aus einem Ei schlüpft und dann in die Schweiz fliegt. Globi ist also ein Afro-Schweizer. Lanciert wurde er in den 1930er Jahren als Werbefigur: Die Warenhauskette Globus wollte ihre Waren und besonders ihre Kolonialwaren wie Kakao, Kaffee, Tee oder Baumwollstoffe einem breiteren Publikum bekannt machen. Im Firmennamen Globus steckt die globale Erweiterung des Warenssegments, mithin die Globalisierung. Gleichzeitig wurde damals der Papagei als Haustier populär. Globis hybride Herkunft verweist somit

nicht auf eine afrikanisch-europäische Verbindung, sondern auf die wachsende Verankerung eines kolonialen Exotismus in der schweizerischen Alltagskultur.

Die Schweiz hat nie Kolonien besessen, und dennoch sind Sie hier auf viele koloniale Spuren gestossen. Inwiefern war und ist die Schweiz Teil des europäischen Kolonialismus?

Ja, die Schweiz war keine territoriale Kolonialmacht. Aber sie war in den europäischen Kolonialismus eingebunden – wobei ich die Unterschiede zwischen der Schweiz und den Kolonialmächten auf keinen Fall verwischen will. Wirtschaftsgeschichtliche Untersuchungen zeigen aber, dass Schweizer Akteure viel stärker in den transatlantischen Sklavenhandel involviert waren als angenommen. Nun kann man behaupten, das sei eine ökonomische Angelegenheit. Aber die Grenze zwischen privater Wirtschaft und staatlicher Politik lässt sich nicht so klar ziehen, weil die kapitalkräftigen Familien, die im kolonialen Geschäft und im transatlantischen Sklavenhandel tätig waren, zumeist auch politisch einflussreich waren. Meine Forschung richtet sich allerdings nicht auf diese Verflechtungen, sondern auf den kulturellen Kolonialismus. Koloniale Bilder und Diskurse sind in der Schweiz noch immer weit verbreitet, ähnlich wie im deutschen, französischen oder englischen Kontext. Postkolonialismus ist etwas Transnationales, das gleichzeitig nationale Eigenheiten aufweist. Um diese Relation zu erfassen, arbeite ich mit dem Begriff der «postkolonialen Schweiz». **In welchen Bereichen ist Ihnen die kolonialistische Haltung der Schweiz besonders aufgefallen?**

Patricia Purtschert

Patricia Purtschert ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Philosophie der ETH Zürich und Mitglied des Zentrums Geschichte des Wissens in Zürich. Sie studierte unter anderem an der University of Ghana in Legon und bei Judith Butler in Berkeley. In ihrem Ambizione-Projekt erforscht sie den schweizerischen «Kolonialismus ohne Kolonien».

Mir fällt auf, wie stark die Weigerung ist, nur schon die Frage nach Kolonialismus und Rassismus an sich heranzulassen. Neben dem expliziten Rassismus gibt es in der Schweiz einen breit verankerten und stark tabuisierten Alltagsrassismus. Als Reaktion auf meine Arbeit bekomme ich oft zu hören: Das ist doch schon lange vorbei, die Schweiz hat nichts mit Kolonialismus zu tun, Sie wollen unser Land in den

«Die Weigerung, nur schon die Frage nach dem Kolonialismus an sich heranzulassen, ist gross.»

Schmutz ziehen, Sie nehmen uns das Negerprinzessin der Fasnacht aus unserer Kindheit ... Das ist koloniale Nostalgie. Man reagiert sehr emotional. Ich bestreite nicht, dass es schwierig ist, sich mit diesem Thema auseinanderzusetzen, aber in der Schweiz lehnt man sich gerne zurück und sagt, das geht uns nichts an.

Wieso lehnt man sich zurück?

Weil die Schweiz keine Kolonialmacht war, wurde sie im Zuge der Dekolonisation kaum mit den Folgen des Kolonialismus konfrontiert. Aber koloniale Muster werden bis heute reproduziert. Man denkt beispielsweise oft in einer Entwicklungslogik: Der Westen steht an der Spitze, und die Anderen sind irgendwo im Modernisierungsprozess steckengeblieben oder noch auf dem Weg. Das Motiv findet sich schon bei Hegel, und es begegnet mir fast täglich in der Zeitung. Philosophisch gesagt: Mich frappiert, wie verbreitet die Unmöglichkeit ist, das Andere als wirklich Anderes zu denken und es nicht zurückzuführen auf die eigene Entwicklung und damit auf eine Vorstufe seiner selbst. Die Faszination des Exotischen rührt daher, dass man die eigene Geschichte und den eigenen Ursprung im primitiven Anderen sehen will. Gleichzeitig wertet man das Andere ab, weil es als primitiv gilt. Diese Ambivalenz kennzeichnet den Umgang mit dem Fremden bis heute.

Kürzlich wollten engagierte Bürger das Agassizhorn in Rentyhorn umbenennen. Der

Berg sollte nicht mehr an Louis Agassiz, einen Natur- und Rassenforscher des 19. Jahrhunderts, erinnern, sondern an den unbekannt kongolesischen Sklaven Renty, der Agassiz als Studienobjekt gedient hatte. Dient die Aktion nicht letztlich dazu, das Verstricktsein in den Kolonialismus abzuwehren?

Wir müssten diese Fragen verstärkt mit den Menschen aushandeln, die den Folgen des Kolonialismus ausgesetzt sind, aber das passiert in der Schweiz kaum. Die Rentyhorn-Aktion kann darum als provokativer Versuch gewertet werden, die Diskussion um den Schweizer Kolonialismus in die Öffentlichkeit zu tragen. Das Sakrileg, einen Schweizer Berg nach einem afrikanischen Sklaven zu benennen, war ein interessanter Schachzug, der viele Reaktionen ausgelöst hat. Heute heisst es oft, erst seit wir eine verstärkte Einwanderung von Menschen aus Afrika und Asien hätten, gebe es Probleme. Das stimmt so nicht. Erstens war die Fremdenfeindlichkeit etwa gegenüber Italienern in den 1970er Jahren massiv. Und zweitens gibt es auf den Kolonialismus zurückgehende Denktaditionen, die weiterwirken, und zwar viel stärker, als wir meinen. Diese postkolonialen Prämissen erschweren das demokratische Zusammenleben in der Schweiz erheblich.

Ihre Arbeit gehört zur neuen kulturwissenschaftlichen Forschungsrichtung der Postcolonial Studies. Könnte diese auch für die Naturwissenschaften fruchtbar sein?

Auf jeden Fall. Eine Folge des Kolonialismus ist die Unterschlagung oder Beseitigung des Wissens der Anderen, etwa ihr astronomisches, mathematisches oder medizinisches Wissen. Eine andere Folge: Das angeblich europäische Wissen ist oftmals in Zusammenarbeit mit kolonialisierten entstanden, zum Beispiel in der Botanik, der Zoologie oder der Geologie. Die Vorstellung, dass europäische Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler andere Kontinente besucht und dort im Alleingang Forschung betrieben haben, ist wiederum kolonial. Nichteuropäische Menschen waren tiefgreifend an der Entstehung modernen Wissens beteiligt. ■